

von der Natur emanzipieren will. Dem folgt die angegebene Definition von Natur, um dann die oben dargelegten Argumente auszuführen, warum dem Menschen an einer Erhaltung der Natur gelegen sein muss. Das anschließende Kap. illustriert die konstatierten Naturschäden infolge der Globalisierung.

Der erste Teil endet mit Überlegungen zum Platz der menschlichen Natur, die gänzlich von der Naturgeschichte her verstanden wird. W. erklärt, warum Menschen Häuser auf einem Hügel bevorzugen, mit Blick auf eine Gegend von verstreut angeordneten Büschen und Sträuchern, in der Nähe von Wasser: „Supported by considerable evidence from the fossil record, this interpretation holds that human beings today still choose the habitats resembling those in which our species evolved in Africa during millions of years of prehistory“ (66). Wir würden also auch heute noch mit Vorliebe in der Savanne leben. So lässt sich dafür werben, die Natur des Menschen als „hereditary rules of mental development“ (64) zu verstehen. Der zweite Teil fokussiert die anhaltende ökologische Katastrophe als das Ergebnis menschlichen Handelns und macht deutlich, dass es keine Alternative zu sofortigem Umdenken gibt. Der Verlust der Artenvielfalt lässt sich weder mit dem wünschenswerten ökologischen Effekt für den Menschen durch die Verlagerung in den geschützten Bereich des Zoos noch durch das Einfrieren von DNA kompensieren, um ein Umdenken zu vertagen. Der dritte Teil definiert die Biologie als die Wissenschaft von der Natur, benennt die oben erwähnten fundamentalen Gesetze der Biologie, zeigt an, wie wenig wir eigentlich nach wir vor über die vielen Arten auf der Erde wissen, und schließt mit Empfehlungen dafür, wie man Biologie studieren und unterrichten sollte, um sicherzustellen, dass es auch in Zukunft noch genügend Naturfreunde gibt. Der fünfte und abschließende Teil unterstreicht in einem Schlusswort die Notwendigkeit der Allianz von Religion und Naturwissenschaft – jedoch nicht, ohne es zu versäumen, das *Intelligent Design*-Argument für die Existenz Gottes als unsinnig zu erweisen. W. bleibt sich durch das Buch hindurch treu.

In dem die Lektüre begleitenden Seminar oder der Vorlesung können dann Missverständnisse und Probleme angesprochen werden – so etwa die Behauptung, dass nach christlicher Auffassung Gott die Schöpfung in einem einzigen Akt bewerkstelligt hat (61), oder die kontinuierliche Entgegensetzung von Schöpfungsglaube und Evolutionstheorie (27, 61, 166). Das Buch macht es einem leicht, Studenten den Problemhorizont vor Augen zu führen, dass der Mensch zur Natur gehört, aber sich auch nicht so einfach in sie einfügen will.

J. H. Y. FEHIGE

2. Biblische, Historische und Systematische Theologie

BRÄULIK, GEORG, *Das Deuteronomium* (Österreichische biblische Studien; Band 23). Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang 2003. 378 S., ISBN 3-631-51018-7.

Georg Bräuliks inzwischen vierter Sammelbd. mit Aufsätzen zum Deuteronomium fasst Studien zusammen, in denen speziell die Methoden der Deuteronomiumsexegese zur Sprache kommen. Genauer: In den bei unterschiedlichen Gelegenheiten entstandenen Beiträgen spiegelt sich die Vielfalt der Erschließungsmethoden des Deuteronomiums wider. Es handelt sich um Früchte konkreter Arbeit, nicht um eine (theoretische) Methodenreflexion.

„Deuteronomium 1–4 als Sprechakt (2002)“. Bräulik (= B.) wendet die Sprechakttheorie auf einen biblischen Großtext an, die erste Moserede (Dtn 1–4). Strikt an der Endtextebene orientiert, bestimmt er den Sprechakt der Gesamtrede durch Untersuchung des Verbalgerüsts von 4, 1–40. Die Konzentration auf das vierte Kap. ist dadurch begründet, dass die erste Moserede in 4, 1 ihre eigentliche Aussage erreicht. Das in den ersten drei Kap. des Dtn gebotene Geschichtsresümee begründet und legitimiert, was Mose dann in Dtn 4 sagt. Mose „lehrt“ dort Israel den Willen Gottes, wobei durch die parallel zu „lehren“ (לָמַד) gebrauchten Verben (insbes. „verpflichten“, צוּרָה pi.) die Konnotation von juristisch Verpflichtendem mitklingt. „Es handelt sich also um eine Belehrung mit Rechtsfolgen. Weil diese Rechtsbelehrung den Belehrteten in eine ganz be-

stimmte Situation versetzt, geht es moderner Sprechakttheorie zufolge hier um einen performativen, näherhin einen deklarativen Sprechakt, das heißt, um eine Koinzidenz von Redeäußerung und Setzen einer Wirklichkeit im Sprechaktvollzug“ (43). Durch seine Untersuchung kann B. zeigen, dass der Sprechakt der gesamten ersten Moserede in Dtn 1–4 die „höchst feierlich entfaltete sprachliche Konstituierung einer Situation der Gesetzespromulgation“ (48) ist.

Das Deuteronomium war von Anfang an auf schriftliche und mündliche Kommunikation zugleich angelegt. Seit frühester Zeit muss es eine – fixierte – Form des Vortrags gegeben haben. Der zweite umfangreiche Beitrag „Beobachtungen zur vormasoretischen Vortragspraxis des Deuteronomiums“ widmet sich der vormasoretischen Praxis der feierlichen Verlesung bzw. Rezitation. Als protomasoretisch sind verschiedene Formen graphischer Textgliederung (kolometrisch, durch Spatien im Text u.ä.) zu klassifizieren. Der für die Rezitation vorgesehene Text wird nach den „Gesetzen einer Tonfallmelodie“ strukturiert worden sein. Spätestens die Übersetzung in eine andere Sprache erforderte eine graphische Gliederung der Bibeltexte, um den korrekten Vortrag sicherzustellen. Ursprünglicher als das später verbindlich gewordene System der jüdischen Kantillation dürfte ein „vorwiegend grammatikalisch-syntaktisch orientiertes System der Textgliederung“ (61) sein. B. weist auf die entscheidende Rolle hin, die bei der ursprünglichen Fixierung der Textrezitation den Pausalformen zugekommen sein muss. Ausgehend von der Beobachtung, dass die Pausalformen in allen dreien der möglichen Vokalisationstraditionen jeweils an der gleichen Stelle stehen, schließt er auf „ihr hohes Alter und ihre Unabhängigkeit von den Akzentsystemen“ (62). Die Pausalformen spiegeln „eine an Alter und Authentizität ... unübertroffene Auslegung des kanonischen Deuteronomiums“ (71) und sollten daher unbedingt in der Kommentierung berücksichtigt und für die Abgrenzung der Perioden nutzbar gemacht werden.

Auch der folgende Artikel „Die sieben Säulen der Weisheit im Buch Deuteronomium“ beschäftigt sich mit der Analyse der deuteronomischen Kunstprosa und wertet die Verwendung von Siebenergruppierungen für die Architektonik und die Theologie des Buches aus.

Mit dem redaktionskritisch angelegten Aufsatz über „[d]ie Weisung und das Gebot im Enneateuch“ äußert sich der Verf. zur Diskussion um die Entstehungsmodelle des Pentateuchs und des „[d]euteronomistischen Geschichtswerks“. Durch das Begriffspaar „die Weisung und das Gebot“, das an vier zentralen Stellen im Enneateuch Verwendung findet, wird ein Aussagensystem gebildet, das die deuteronomische Tora als „theologische Mitte der Geschichte Israels“ (130) konturiert. B. äußert keine deutliche Meinung über den sogenannten Enneateuch; zumindest enthält er sich jeder positiven Stellungnahme zu Hypothesen von einem frühen Werkzusammenhang von Genesis – 2 Könige. Er zeigt, dass es irgendwann, durch die von ihm behandelten Formeln greifbar, die Konzeption eines solchen Zusammenhangs gegeben hat. Aber zugleich legt er dar, dass sein Beweismaterial sehr spät ist. Es könnte also spät und sekundär über ursprünglich durchaus anders konzipierte Einzelwerke gelegt worden sein. Hier hätte der Autor vielleicht etwas deutlicher sein können. Dieses späte Aussagensystem ist ganz auf den Ausschließlichkeitsanspruch JHWHs gegenüber Israel und der Verwirklichung der Gottesbindung durch das Volk gerichtet.

Mit dem Artikel über den „Monotheismus im Deuteronomium“ betritt die Untersuchung das Feld der Formkritik, nämlich einer genauen Analyse von Syntax, Redeform und Gotteserkenntnis in Dtn 4,32–40. B. positioniert sich in der durch die Thesen Jan Assmanns zum Monotheismus als Kampfbegriff gewalttätiger politischer Theologie neu entfachten Debatte. Der – auch theoretische – Monotheismus entstand in der Zeit größter politischer Ohnmacht Israels, der des Babylonischen Exils, wo ein monolatrisches Bekenntnis zum Gott Israels nicht mehr ausreichte. Wollte man am Bekenntnis zum Gott JHWH festhalten, so musste ausbuchstabielt werden, warum die politische Katastrophe nicht den Machterweis fremder Götter bedeutete. Das Dtn entfaltet bereits in den ersten Kap., genauer gesagt in Kap. 4, seine Gotteslehre, von B. als die „Geburt des Monotheismus“ bezeichnet. Israel wird – rhetorisch hoch aufgeladen – nachdrücklich aufgefordert, die Geschichte insgesamt zu befragen, um zur Erkenntnis zu kommen, dass sich niemals und nirgends so etwas ereignet hat wie die Offenbarung JHWHs an Is-

rael. Israel wird zum Zeugen der Wirkmächtigkeit dieses einzigen Gottes für die ganze Welt. Die „Beweisführung“ dieser argumentativen Belehrung ist strikt rational. Von daher ist das Bekenntnis zu diesem einzigen Gott nichts anderes als das „Ergebnis eines vernunftgemäßen Umgangs mit der tradierten Religionsgeschichte und der eigenen Gotteserfahrung ...“ (162); es hat zugleich einen universalen Anspruch. Mit dem Nachzeichnen des biblischen Argumentationsgangs plädiert B. dafür, den Begriff des Monotheismus für die Aussagen über die Einzigkeit Gottes keinesfalls aufzugeben.

Thematisch ähnlich gelagert widmet sich der Beitrag „Geschichtserinnerung und Gotteserkenntnis“ den beiden Schemata „Erinnerung – Appell“ und „Faktum – Erkenntnis – Appell“, mit denen Israel im Dtn zur Erinnerung an die kollektive Vergangenheit aufgerufen wird. Nur wenn Israel sich dessen erinnert, wo es herkommt, kann dieses Gedächtnis die befreiende Kraft entfalten, auch für Gegenwart und Zukunft handlungsleitend zu werden.

Diese insgesamt sechs Artikel, die auf größere Vorträge zurückgehen, bilden das Spektrum derjenigen Methoden ab, mit deren Hilfe sich lohnende Beobachtungen am Dtn – wie überhaupt an den biblischen Büchern – vornehmen lassen. Gerahmt werden sie von zwei etwas aus diesem Rahmen fallenden Beiträgen: einer umfangreichen Rezension und einer Würdigung. Der erste Beitrag „Literarkritik und archäologische Strati-graphie“, die Rez. B.s zu S. Mittmanns Analyse von Dtn 4, 1–40, erschien bereits 1978. Sie war die umgearbeitete und auf Mittmanns gerade erschienenes Buch zugeschnittene Veröffentlichung des „literarkritischen“ Teils seiner Dissertation über Dtn 4, den er in der im gleichen Jahr gedruckt erschienenen Fassung ausgelassen hatte, da er ihr Anliegen für ausdiskutiert hielt. Nachdem seine Argumentation bis in jüngste Kommentare hinein unberücksichtigt geblieben ist, möchte der Verf. sie durch den Wiederabdruck erneut ins Gespräch bringen.

Der letzte Beitrag wurde auf dem Symposion anlässlich des 100. Geburtstags von Gerhard von Rad gehalten und hat dementsprechend von Rads Verhältnis zum Deuteronomium zum Gegenstand. Unter dem vielsagenden Titel „Faszination und Unlust“ schreitet B. die Phasen der Beschäftigung des Altmeisters mit dem fünften Buch Mose nach und macht – ebenso wohlwollend wie inhaltlich differenziert – die Verdienste Gerhard von Rads für die Deuteronomiumforschung sichtbar.

C. STICHER

NEBGEN, CHRISTOPH, *Missionarsberufungen nach Übersee in drei Deutschen Provinzen der Gesellschaft Jesu im 17. und 18. Jahrhundert* (Jesuitica; 14). Regensburg: Schnell + Steiner 2007. 384 S., ISBN 978-3-7954-1942-4.

Was sind Jesuiten? Das, so erklärten die Eltern des 1671 in den Orden eingetretenen Franz Lang ihrem Sohn, seien Menschen, die „bis nach Indien, ja bis zu den äußersten Gegenden des Erdkreises“ gingen, „um andere Menschen zu Gott zu bekehren, wo sie dann unter unermeßlicher Mühsal und Gefahr eigenes Leben und Blut für Christus aufopfert, ja sogar härteste Folterqualen erdulden müssten“ (119). Franz Lang, der dies in seinem Bewerbungsschreiben an den General anführt, sah selbst seinen Wunsch, in die Missionen zu gehen, nicht erfüllt. Aber sein Schreiben ist typisch für die missionarische Faszination des Jesuitenordens und den Wunsch sehr vieler Jesuiten, viel mehr als angenommen wurden, in die Heidenmissionen zu gehen. Das hier gezeichnete heroische Missionsideal war oft Hauptmotivation für den Eintritt gerade in den Jesuitenorden.

Christoph Nebgen, Mitarbeiter an dem Forschungsprojekt von Johannes Meier (Mainz) über die deutschen Jesuitenmissionare der alten Gesellschaft Jesu, hat in dieser Publikation die Missionsbitten der Jesuiten der drei deutschen Provinzen bis 1728 (nur bis dahin sind sie erhalten) mit ihren Rahmenbedingungen, Voraussetzungen, Motiven sowie den Kriterien der Annahme untersucht.

Die Chancen für deutsche Jesuiten, in die Missionen zu gehen, waren in den ersten Generationen äußerst gering. Angesichts der Gefährdung des Katholizismus im eigenen Land heißt es seitens der Ordensleitung zunächst stereotyp: „Euer Indien ist Deutschland“. Eine erste Wende bewirkte die Generalkongregation von 1615. Dennoch wurden in den Jahren des 30-jährigen Krieges sehr wenige aus Deutschland angenommen (von 1620 bis 1650 nur neun von 46 Bitten). Die Lockerung der zunächst sehr restriktiven